

Sür eilige Leser.

* Wie die Morgenblätter berichten, hat der sozialdemokratische Reichstagsabgeordneter Landsberg gebeten, von seiner Kandidatur als Nachfolger Hörsings für das Oberpräsidium der Provinz Sachsen Abstand zu nehmen.

* Aus Moskau wird gemeldet, daß nach dem Abschluß der Flottenmanöver im Baltischen Meer der Kriegskommissar Woroschilow zum Ehrensteuermann der Baltischen Flotte ernannt worden sei. In einem Tagesbefehl erklärte Woroschilow seinen Dank an die Mannschaften und Offiziere der Baltischen Flotte. Er nennt in diesem Tagesbefehl die Festung Kronstadt das russische Gibraltar.

* Nach Morgenblättermeldungen aus Saarbrücken hat die französische Saargrubenverwaltung in den letzten Tagen zahlreiche Kündigungen vorgenommen, von denen in erster Linie Kranke sowie Unfall- und Kriegsbeschädigte betroffen werden. Auf den Einspruch der Bergarbeiter-Organisationen wurde erklärt, die Verwaltung sei „zu Belegschaftsverminderungen gezwungen“, da die Saargruben durch die Konkurrenz erdrückt würden. Weitere Entlassungen seien notwendig.

Orchies.

Es wird genug Deutsche geben, die mit einer achselzuckenden Gebärde sagen: „Ach, laßt doch den Poincaré reden, was er will; man kennt ihn ja!“ Ein Standpunkt, der manches für sich hat, aber doch nicht immer ganz richtig ist, nämlich dann, wenn besagter Herr Poincaré allzu dick aufträgt und man ihm in aller wünschenswerten Deutlichkeit sein Lügengewebe zerstören kann. Und außerdem haben wir allzu schmerzliche die Wahrheit des Sprichwortes erfahren müssen: Verleumde nur tüchtig, denn hängen bleibt immer etwas. Das tat Poincaré in seiner letzten Sonntagsrede, als er die Deutschen beschuldigte, das Orches Orches mutwillig, grundlos, aus reiner Lust am Zerstören niedergebrannt zu haben. Jetzt veröffentlicht die deutsche Regierung einen Bericht über die dortigen Vorgänge, der den Vorzug hat, sich auf die Aussagen zweier französischer Geistlicher stützen zu können; ein Vorzug, weil ja Poincaré die eiblichen Aussagen beteiligter Deutscher ablehnen würde. Und daraus geht nun hervor, daß am 23. September 1914 eine deutsche Kranke transportkolonne unter dem roten Kreuz, also durch diese Fahne geschützt, sich Orches näherte, dort aber von französischen Soldaten und Zivilisten unter Feuer genommen wurde. Eine Strafexpedition wegen dieses Völkerverbrechens scheiterte, die Truppe ließ verwundete und unverwundete Gefangene in den Händen der Franzosen. Stärkere Kräfte, die dann eingesetzt wurden, fanden das Städtchen fast ganz verlassen, aber 21 Leichen von deutschen Soldaten vor, die in grauenhafter Weise verstümmelt waren. Ob die Täter französische Soldaten oder ortsanfässige Franktireurs waren, ließ sich nicht feststellen; der Ortsgeistliche behauptete, daß Turkos die Schuldigen gewesen seien. Über das Städtchen wurde wegen dieser Greuelthaten das verdiente Schicksal verhängt: es wurde zerstört.

So ist der Hergang, wie ihn französische Zeugen beides haben. Der Pfeil flag auf den Schützen Poincaré mit der nötigen Schnelligkeit zurück. Und da verlangt er von uns, wir sollten all die Greuelmärchen de- und wehmützig als Wahrheit anerkennen, die er der Welt aufstischen will. Als Wahrheit auch anerkennen, daß wir am Kriege schuld sind — während gerade jetzt wieder einmal aus neutraler Munde bewiesen wird, wie die Entente jeden Versuch, den Krieg zu beenden, zum Scheitern gebracht hat, ehe nicht Deutschland und seine Verbündeten am Boden lagen. Dabei hat man ja in London und Paris nichts mehr gefürchtet, als daß Rußland, das so

furchtbare Opfer hatte bringen müssen und am Ende seiner Kräfte stand, einen Separatfrieden abschließen könnte; jeder Versuch, einen solchen herbeizuführen, mußte daher den Friedenskeim ohne weiteres zerstören.

Beim Begräbnis des früheren Schweizer Bundespräsidenten, Hoffmann, hat der jetzige Präsident der Schweiz, Motta, erzählt — und das wurde zur Sensation —, wie im Juni 1917 der in Petersburg weilende Schweizer Nationalrat Dr. Grimm geglaubt hat, ein Friedensstück zu verfertigen, und daraufhin den damaligen Außenminister Hoffmann bat, ihm die deutschen Friedensbedingungen zu übermitteln. Der deutsche Gesandte in Bern hat diese dem Schweizer Bundespräsidenten sofort zur Kenntnis gegeben, eine chiffrierte Depesche ging an die Schweizer Gesandtschaft nach Petersburg zur Weitergabe an Dr. Grimm — aber die Entente verschaffte sich eine Abschrift und entzifferte die Depesche, die diese Friedensbedingungen enthielt. Mit großem Hallo wurde nun Dr. Hoffmann von der Entente beschuldigt, er versuche einen Separatfrieden zwischen Rußland und den Mittelmächten herbeizuführen. Beschwerden gingen nach Bern, Dr. Hoffmann reichte sein Rücktrittsgesuch ein, kurz, dadurch, daß alles in die Öffentlichkeit gedrungen war, wurde der Friedenskeim gleich in seinen ersten zarten Trieben zerstört. Das Morde ging weiter und Rußland mußte neue Hunderttausende opfern.

Das ist gewiß nur ein Steinchen in dem großen Mosaikbilde, das wir Deutschen an die Stelle jenes Bildes stellen wollen, das von Poincaré und den ihm Gleichgesinnten gemalt wird. Die Geschehnisse, die erst jetzt am Grabe Dr. Hoffmanns mitgeteilt wurden, liegen ja — das soll auch nicht vergessen werden — nur einen Monat vor der deutschen Friedensresolution. Sie war nicht die erste, sie blieb ebenfalls erfolglos — aber die Entente wird den Beweis niemals erbringen können, je den Versuch gemacht zu haben, dem Völkerringen Einhalt zu tun.

Und da verlangt Poincaré von uns, wir sollten uns als Friedensbrecher und als Übeltäter in jeder nur denkbaren Form hinstellen! Er wird es uns vergeblich verbieten, mit den geringen Mitteln, über die wir verfügen, auf schärfste gegen diese Beschuldigungen vorzugehen.

Die Wahrheit über Orches.

Zur letzten Rede Poincarés.

Zu der Rede des französischen Ministerpräsidenten in Orches erzählt die T.-U. von maßgebender Seite:

„Der französische Ministerpräsident hat wieder einen großen Teil seiner Ausführungen der Vergangenheit gewidmet. Er meint, die vergangenen Dinge erst dann in den Archiven der Geschichte ruhen lassen zu können, wenn Deutschland aufhöre, seine Schuld am Kriege und die Greuelthaten deutscher Truppen zu bestreiten. Nur für sich selbst nimmt er das Recht in Anspruch, falsche Darstellungen zu widerlegen, und den Glauben an sie in der Öffentlichkeit zu zerstören. Einen solchen Anspruch auf einseitige Feststellung der Wahrheit wird niemand dem französischen Ministerpräsidenten zuerkennen. Wenn auch bei dieser Gelegenheit davon abgesehen werden kann, auf seine bekannten allgemeinen Behauptungen über die Schuld am Kriege nochmals einzugehen, ist es doch notwendig, auf den Teil seiner Ausführungen zu antworten, in dem er konkrete Vorgänge aus der Kriegszeit schildert und bestimmte Vorwürfe gegen die deutsche Armee erhebt. Es handelt sich hierbei um die Ereignisse, die sich in den Tagen vom 23. bis 25. September 1914 in Orches abgespielt haben. Wir besitzen über diese Ereignisse urkundliches Material, das wir jederzeit der Öffentlichkeit unterbreiten können. Darunter befindet sich namentlich:

Ein Auszug aus dem dienstlichen Bericht des Führers, der bei den Vorgängen beteiligten Abteilung der Freiwilligen Krankenpflege vom 26. September 1914;

Ein ausführlicher Bericht des französischen Krankenpflegers und Geistlichen I. Caudon vom 26. September 1914, der vom Komitee des roten Kreuzes in Lille nach Orches entsandt war;

Eine kürzere schriftliche Aussage des französischen Pfarrers Louis Ducroquet;

Die eibliche Aussage der beiden Aerzte des beteiligten deutschen Bataillons.

Aus diesen Berichten ergibt sich in voller Klarheit und Bestimmtheit folgendes Bild der Ereignisse:

Am 23. September 1914 fuhr eine Kolonne von sieben Automobilen der freiwilligen Krankentransportabteilung der VII. deutschen Armee von St. Armand nach Orches, um in der dortigen Gegend, wie schon mehrmals in den Tagen zuvor, deutsche und französische Verwundete aufzusammeln und der Pflege zuzuführen. Sie wurde, obwohl sie weithin sichtbar das Abzeichen des roten Kreuzes führte und obwohl sie nach ihrer ganzen Zusammenlegung ohne weiteres als Sanitätsformation zu erkennen war, aus dem Orte Orches von einer größeren Anzahl französischer Soldaten und Zivilisten heftig beschossen. Wegen dieses großen Völkerverbrechens unternahm am 24. September das Landwehrbataillon 35 eine Expedition gegen Orches. Es stieß dabei jedoch auf scharfen Widerstand und mußte unter Zurücklassung von 8 Toten und 37 Verletzten zurückgehen. Daraufhin erhielt am 25. September das 1. Bataillon des I. bayerischen Pionierregiments den Befehl zur Ausführung der Expedition. Bei seiner Ankunft in Orches war der Ort nahezu leer, denn die Bevölkerung war inzwischen unter Führung des Bürgermeisters entflohen. Den einrückenden deutschen Soldaten bot sich ein schrecklicher Anblick. Sie fanden 21 von ihren Kameraden, die am Tage zuvor verwundet oder unverletzt in Gefangenschaft geraten waren, als furchbar verstümmelte Leichen vor. Ob die Täter französische Soldaten oder Franktireurs oder, wie der eine französische Geistliche in seiner Aussage vermutete, Turkos waren, kann dahingestellt sein. Jedenfalls war es völlig zweifellos, daß die wehrlosen Gefangenen in empörender Weise hingerichtet waren. Es ist richtig, daß das Pionierbataillon nun die Häuser der schuldigen Stadt dem Erdboden gleich machte.

Das ist die Wahrheit über Orches. Die Zerstörung des Orches war nicht, wie die französische Darstellung behaupten will, ein Verbrechen der deutschen Truppen, sondern sie war die Vergeltung für schwere Völkerverbrechen französischer Kämpfer.

Neue französische Lügen über Orches.

Paris, 29. Juli. Der nationalitistische Intransigent knüpft an die offiziöse Berliner Darstellung der Zerstörung von Orches an, um Deutschland erneut der Lüge zu bezichtigen. Wenn die deutschen Behauptungen zutreffen, so schreibt das Blatt, daß Orches wegen französischer Brutalitäten gegen eine deutsche Sanitäts-Abteilung zerstört worden sei, so müsse Deutschland die authentischen Dokumente veröffentlichen. Diese befänden aber nicht. Dagegen gebe es Hunderte von Zeugnissen für die Brutalität der deutschen Soldateska, die bezeugten, daß besonders in den ersten Kriegsmoaten Deutschland die Bevölkerung der besetzten Gebiete in einer Weise behandelt habe, wie man noch niemals Indianer oder Kanaken behandelt habe. Frankreich sei bereit, alles dies zu vergessen, oder wenigstens mit dem Schwamm darüber hinweg zu wischen, wenn Deutschland nicht versuchen würde, aus dem französischen Stillschweigen einen Beweis seiner Unschuld zu machen, um seine Verantwortlichkeit mit allen ihren Folgen auszulöschen.

König und Kärner

Roman von Rudolph Strauß

6)

(Nachdruck verboten.)

Zweites Kapitel.

Vor Tag und Tau. Mächtlicher Herbstwind in den schwankenden schwarzen Ähren der Pappeln rechts und links vom Weg. Sternengeltlicher über der weiten Rheinebene. Born, über den dunklen Wellen des nun schon ganz nahen Dornwaldes ein langer, wogender, den ganzen Dornhimmel umspannender glühender Streifen.

Marschritte auf der Chaussee. Die eigenen und zur Seite die des jungen Schlossers. Ein Glück, daß der wie ein Stück gutmütiger Borschung neben einem geht. Denn man selber . . . man hat nicht umsonst neun Jahre Gymnasium hinter sich . . . unpraktisch . . . verbüffelt . . . weltfremd . . . alle wirklichen Dinge einem ein Rätsel. Dagegen der Robert . . . Im Augenblick hat er mir in der Herberge, in der die Handwerksburschen dicht gedrängt am Sonntagabend saßen, meine goldene Uhr verkümmelt. Ausweisepapiere? Gegen den Erlös aus der Uhr mit Ruhland. Dahinten in der Ecke der Mann mit dem schmutzigen Gesicht war Spezialist für Flecken. . . Ein fettiger, verschmutzter Heimatschein . . . für den Hausburschen Philipp Schäfer, neunzehn Jahre alt, aus Köbelheim bei Frankfurt am Main . . . Gott mag wissen, Philipp Schäfer, wo du augenblicklich Bier zapfst und Stiefel putzt und wie du deinen Heimatschein losgeworden bist. Jedenfalls hab ich ihn in der Tasche . . . bin du . . . Ein Korn im Sand . . . versunken in der großen dunklen Menge . . .

Werner Winterhalter warf kampflustig den Kopf in den Nacken und wanderte drauflos. Neben ihm sagte der junge Schlossergeselle: „Gut, daß mein Schwager Sie die Nacht hat auf'm Sofa schlafen lassen . . . Daheim hat wie wir überhaupt nur ein Bett, der Wadler und ich.“ — „Wie geht denn das?“ — „Sa . . . er ist doch Nachtwächter und ich schaff bei Tag!“ — „Und Ihre Mutter?“ — „Die ist schon lange tot!“

Robert Kienast erkannte in der Dunkelheit den Schattenriß eines Balneusbaumes, blickte sich, suchte auf der Erde und reichte seinem Begleiter eine der glatten grünen, zu Boden gefallen Früchte. „Reibe Sie sich nur ordentlich mit dene Schale die Hand! Sonst merkt der Stumpf, daß Sie aus 'em Kaufmannstade komme und sei Hausbursch net sind!“ — „Wer ist denn der Stumpf?“ — „Der Polier uff'm Neubau! . . . Grob ist Ihre der Mann! Aber da hat wie Sie Glück: am Montag mache so viele blau! Da ist er froh, wann einer kommt!“

„Aber Sie arbeiten doch nicht mit?“ — „Ich?“ sagte der Schlossergeselle mit unergründlicher Verachtung. „Ich unter fellere hergelassene Wagafsch? Ich bin doch e gelernter Mann! Ich schaff im Afford! . . . Ich hab schon Woche achabt, wo ich's auf einunddreißig Mark gebracht

hab! Gude Sie . . . da vorn den Schein von dene viele Fabrike . . . do liegt Sandbeuren.“

Sie waren nicht mehr allein im Morgengrauen. Es trabte vor und hinter ihnen, räuferte sich und hustete, kam mit schweren Tritten querfeldein aus einsamen Häuserumrissen, in denen gelbe Lichtpünktchen glimmten. Die ganze Nacht war von einer wachen, pilgernden Masse durchlebt. Man fühlte sie um sich, ahnte ein Wandern auf allen Wegen, einen gemeinsamen Willen nach einem Ziel.

Alle diese Unbekannten strömten, wie Nachtschiffer zum Licht, der Märchenstadt zu, die unwahrscheinlich, gleich einer Sinnesstörung, drüben in der Dämmerung glänzte. Das waren nicht die trostlosen grauen, schmutzigen, freudlosen Fabrike des Alltags. Das waren verwunschene Schlösser, die mit taghellen riesigen Fensterreihen weithin winkten und das Volk der Arbeit lockten. Sie standen über die Ebene verstreut, jede für sich, in ihrem eigenen Lichtkreis. Da bläulicher, zauberhafter Glanz wie von einem mächtigen Mond hinter den Scheiben, dort ein blendendes, grelles Weiß, drüben ein grünlüchler, in schimmerndes Kobaltblau spielender Glanz, blutiges Aufleuchten und purpurnes Funkengeklirr über einem mächtigen Schlot . . . Der Robert kannte alle diese Fabrike an ihrem Licht und nannte sie seinem Begleiter . . . Das Zementwerk . . . die Kunstmühle . . . die Ultramarinfabrik . . . die Dampfzegielei . . . alles, was sich hier auf dieser unfruchtbaren Sandinsel inmitten der reichen Pfalz angesiedelt hatte, wo nur Kiefern kümmerlich wuchsen und die Löhne niedrig waren.

Jetzt wurde es schon allmählich heller. Immer mehr Burschen auf Zweirädern, ältere Männer zu Fuß, Scharen blasser junger Mädchen vor dem noch geschlossenen Gitter der Gellatinfabrik, überall harrende Haufen . . . die rot-randige Mütze des Pförtners . . . Ein plötzliches gelendes Aufheulen einer Dampfpeife . . . Gebimmel von Glocken, nah und fern . . . die Tore öffneten sich . . . der Arbeitstag begann . . .

Die beiden jungen Leute wanderten weiter durch das Dorf. Mitten in der Gasse stand der Metzgermeister, rosig-keift, das Messer am Gurt, die Hände auf dem Rücken, vor seinem Laden.

„Sie . . . Herr Schiedanz!“

„No . . . Kienast!“

„Lasse Sie doch den Mann da in der Gaubstüb neben uns loschieren! Er hot Arbeit! Er zahlt Ihre auf'n Samstag! Ich bin Ihre dafür gut!“

„Sesse! Jetzt kommt der Robert erst heim!“ sagte erschüttert ein hübsches siebzehnjähriges Mädchen, die Tochter des Nasschreibers gegenüber, und hielt mit dem Treppenschuurn inne, und über die Gasse schrie die schwarze Walburg, die Metzgerstochter: „Der fährt jetzt alle Sonntag do nimmer! Wo das Lupe-Räthche ist, do is'r nach net we!“

„Abah . . . du schwächt mer lang!“ sprach der Robert mit einem vertraulichen Blick zu der blonden Elz Seebiel hinüber und zog sich ähnelnd in seinem Stübchen

oben seine blaue Monteurtracht an und ließ seinem Wandergesellen einen verschliffenen Anzug. . . Jetzt nur los.

„Die Landwirt hier — dees is e dickfellig Puch,“ sagte er und wies, während sie in hellem Sonnenschein durch die breite Dorfstraße schritten, auf die Bauernhäuser rechts und links, die mit ihrem Nebengerant um die Mauern, den Maiskolbenbüscheln unter dem Dach, den mächtigen Dornhaufen den ganzen Reichtum der Pfalz zeigten. „Rechts hinein! Über'n Bach . . . da sind wir . . .“

Werner Winterhalter stand vor einer weiten, schwarzen, halb aufgeräumten Brandstätte. Verkohlte Balken in Stapeln . . . Leute mit Karren und Schaufeln . . .

„Herr Stumpf! Do wär e Vorsch — der sucht Arbeit!“

Der Polier, ein Mann mit grobem, rohem Gesicht, musterte den Fremden und fragte: „Kannst net den Hut vom Kopf runnerkun — he?“ Und dann: „Zweiunddreißig Pennig die Stunde! Wer mehr will, kann gehen . . . Verstanne? . . . Erst vorgeferr hot mir so e Schote die Lent uffgehett und zwei Pennig mehr verlangt . . .“

„Ich bin mit allem zufrieden!“ — „Dann gehe Sie meinewege bei!“

Zugleich stieg ein eleganter, bebrillter Herr, von dem Maurermeister begleitet, über die Trümmer und fragte nervös: „Sieben Leute machen wieder blau? Das ist ja schrecklich!“ — „Siebe Stück, Herr Römer!“ — „Da stellen Sie mir nur ein, soviel Sie kriegen! Sonst kommen wir ja gar nicht mehr vorwärts!“

Er erinnerte mehr an einen mit Ausgrabungen beschäftigten Gelehrten als an einen Fabrikanten, wie er sich mit der Unsicherheit des Kurzschichtigen und doch in einer unruhigen Hast seinen Weg über die Schuttberge bahnte und dann nach seiner hundert Schritte entfernten Villa schaute. Eine helle Damenstimme rief von dort: „Theodor, das Frühstück!“ — „Ja. Ich komme schon!“

Unter schattigen Bäumen war vor dem Haus der Tisch gedeckt. Theodor Römer saß daran, seine Frau und seine drei Töchter — zwei schon erwachsen, die dritte noch ein Schulmädchen.

„Dein Vater kann mich da lange warnen, Marianne! Ich bin doch auch vom Fach. So gut die Krie in der Nähmaschinenindustrie überwunden ist, so gut werden auch wir . . . Schreib ihm nur: ich ginge nun mal für den Elektromotor ins Zeug!“

„Ach, lieber Mann, davon versteh ich ja nichts!“ sagte Frau Römer seufzend. Sie war eine zarte, feine Dame, schüchtern, musikalisch, eine Freundin von Blumen und alten Meisterern. Über den Kies kirchlichen Schritte. Der Profurist lief heran.

„Depesche aus Paris, Herr Römer! Jamais Contenté“ gestern 105 Kilometer in der Stunde!“

„Der Aluminiumtorpedo?“ Theodor Römer sprang stürmisch auf. Er strahlte. „Ra . . . da seht ihr's! . . . Wo bleiben denn da die Benzinkäfen mit ihren Kraftfressern von Transmissionen? Ich fürcht' sie nicht! Ich fürchte Stanley mit all seinen Dampfreaktoren nicht! Ich will das mal gleich meinem Schmiegehalter . . . Rammen Sie, Krause!“ (Fortsetzung folgt.)